Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 13 (1923)

Heft: 28

Artikel: Die gelbe Kette [Schluss]

Autor: Odermatt, Esther

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641245

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 28 — XIII. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern | Bern, den 14. Juli 1923

Es geht eine alte Sage . . .

Von Ernst Ofer.

Es geht eine alte Sage
Im Land weitum,
Wie eine bange Klage,
Geheim und stumm.

Kein Mensch weiß sie zu deuten,
Wie es geschah . . .
Es klingt wie fernes Läuten,
Und doch so nah.

Wie eine schlichte Weise,
So lieb und traut,
So schön und märchenleise
Und doch so laut.

Ein Flüstern geht, ein Raunen
Von Haus zu Haus.
Es ziehn in frohem Staunen
Die Blicke aus.

Der Friede sei gekommen
Weltaus, weltein . . .
„Habt ihr ihn schon vernommen?"
Frägt Groß und Klein.

„Habt ihr ihn nicht gesehen,
„So hehr und licht?"
„Wir hörten fern ihn gehen,
„Doch blieb er nicht."

Er zog in blaue Weiten
Wohl himmelan,
In hohe Ewigkeiten
Die Sternenbahn.

Er frug vor Gottes Trone:
„Herr, kennst du mich?
„Gib mir die Welt zum Lohne,
„Erbarme dich!"

„Die Erde will mich knechten,
In Haß vereint.
Wie oft hab' ich in Nächten
Um sie geweint!"

Da sprach der Herr der Welten:
„Zieh' menschenwärts?
Ob sie dich höhnend schelten,
Lechzt doch ihr Herz

„Nach dir. Mein Himmelssegen
Sei dir Geleit!
Mach' dich auf stillen Wegen
Zum Sieg bereit!"

Noch immer geht die Sage
Im Land weitum
Wie eine bange Frage:
„Wann, Herr, warum?"

Die gelbe Kette.

Novelle von Esther Odermatt. 6

Jäh stand er still. Wie ein furchtbarer, vernichtender Schlag traf ihn die Erkenntnis und schlug ihm sein Traumglück in Trümmer. Was wollte er hier? Wie sollte er vor die Menschen dort treten, vor das geliebte Mädchen, vor die gütige liebe Frau? Nachts in ihr Haus einfallen? Unter welchem Vorwand? Und überhaupt, auch am Tage! Er, der seine Liebe verraten, der die Kette fortgeworfen hatte, der fast zum Mörder geworden war! Sie durften ihn nicht erblicken. Wo sollte er hin? Wie ein Dieb schlich er sich in den dunkeln Ecken der Straße an dem weißen Hause vorbei, getraute sich nicht, hinaufzusehen und zu hören. Als er vorbei war, rannte er wie ein gehetztes Wild den Weg weiter: zum Hexenturm! Dort gehörte er hin.

Plötzlich wollte ihm das Herz stillestehen: ein weißes Kleid dort oben! Er drückte sich in den Schatten einer Mauer. Eine fremde Stimme. Gott sei Dank! Er konnte sich nicht täuschen; denn Marias Stimme war plötzlich in ihm wach geworden. Aber er wollte sie nicht hören. Vielleicht hatte er sich auch nur eingebildet, daß sie ihm einst liebevoll geklungen. Vielleicht hatten die zu Hause recht, wenn sie behaupteten, diese Leute hätten gar kein echtes tiefes Gefühl, das sei nur leeres äußeres Getue. Sie hatten recht. —

Dunkel ragte vor ihm der kleine Hügel in den hellen Nachthimmel. Der Mond war noch nicht ins Tälchen gelangt. Oben gespenstisch drohend der Hexenturm, neben dem die verkrüppelten Weiden stehen mußten. Daß er es erst jetzt erfaßte, was er damals im Frühling wohl gesehen, aber nicht erfaßt hatte: die Menschen hatten diese verkrüppelten Weiden so grausam verstümmelt. So hatten sie sein Leben verstümmelt, Glück und Liebe ihm vorgetäuscht, sein Gefühl treiben und wachsen lassen und dann mit grausamer Hand in den quellenden Saft geschnitten. Ja, ja, das war der Hexenturm. Verhext wurden die Menschen, angelockt und dann zugrunde gerichtet. Grinsend schien ihm dort oben die Hexe zu kauern zwischen den Weiden und dem Gemäuer.

„Dummer Mensch! Was suchst du hier? Was wolltest du mehr als die andern! Ein Glück dir erzwingen, das es nicht gibt?“ Paul stockte der Fuß, alles Blut stockte in seinen Adern. Aber er mußte alles zu Ende kosten. Er wollte sich eintauchen in die bittere Erkenntnis und lachen über seinen Traum, lachen!

Wie ein Verzweifelter stürzte er den Hügel hinauf, oft über einen Ast stolpernd, in einen Strauch sich verfangend, an einem Stein seine Hand zerschindend. Stand oben, starr, unbeweglich — schaute, schaute, fühlte eine linde Hand an sein Herz greifen, fühlte es warm quellen und rinnen und strömen, heiß zu den Augen steigen und brach mit einem wehen Schluchzen zusammen. Das Mondlicht lag verklärend über dem See und der weiten Hügelwelt. Nähe und Ferne verband es und tauchte es in den gleichen seligen Schein — und jetzt wußte er plötzlich: es gab diese Liebe, nach der er sich gesehnt hatte, diese Schönheit war Wirklichkeit. Aber nicht für ihn, nicht mehr für ihn. Er hatte sie sich, die grausame Welt hatte sie ihm zerstört.

Alles, alles wußte er nun. Er hatte Maria geliebt seit jenem ersten Blick ins frühlingsselige Terassengärtlein von Morcote. Darum war er für sie ins Wasser gesprungen und hatte sie sich ins Leben zurückgeholt. Jetzt wußte er es: damals hatte er sein Glück in den Armen gehalten, und er hätte es erringen können fürs Leben. Sie mußte ihn wieder lieben. Schicksal war es gewesen, und nun hatten plumpe Hände in das Gewebe gegriffen und es zerstört.

Schwer richtete er sich auf und schaute mit irren, wehen Augen in die mondhelle Nacht. Fragende Knabenaugen waren es, aber er glaubte, ein Mann geworden zu sein, ein Weiser, der die Welt durchschaut, ihren Jammer erfühlt und erkannt hatte. So war die Welt! Man mußte wachsen und sich dehnen und den Saft in die Aeste schießen lassen, dann wurden sie einem im blühendsten Treiben abgehauen. Das Glück ließ die Welt den Betörten schauen, ein unendliches Glück, sein ganzes Wesen sich danach zersehnen, um es dann grausam höhnend zu zerstören. Zu zerstören? Nein, nein! Wir, wir selber mußten es zerstören. O, alle die Hexen und Unholde im Märchen, alle Verzauberung, das war Wirklichkeit. Aber daß es gute Geister gab, einen zu erlösen, das blieb ein Märchen für immer. Und wenn sie lebten! Viel zu teuflisch stellte die Welt es an! Sie ließ uns selber böse werden, feig und ungläubig, zum Verräter, zum Mörder: dann waren wir dem Bösen verfallen, und die guten Geister, die das Glück für uns in reinen Händen hielten, mußten uns fliehen.

„Ihr laßt den Armen schuldig werden, dann überlaßt ihr ihn der Pein!“ Jetzt verstand er das Wort, es ging ihm nicht mehr aus dem Sinn. Als er noch ein Kind gewesen war, hatten sie schon sein Wesen zerdrückt, bis er sich selber, seinem Besten mißtraute, sein Gefühl ins Dunkel sperrte, ohne Licht und Sonne zum Wachsen, bis es sich rächte, den Kerker zerbrach und in haltloser Leidenschaft zum Mord ausholte. Die letzte qualvolle Zeit zu Hause, den Zwiespalt zwischen seinen Pflichten und seiner uneingestandenen Sehnsucht, seinem unterdrückten und zuletzt verratenen Gefühl und die jähe Tat auf der Reise türmte ihm die überreizte Phantasie zu einer ungeheuren Schuld auf, die ihm die ganze Zukunft verdarb, ihm die Rückkehr in sein früheres geregeltes Leben vermauerte, ihn ausschloß von den andern, die so brav ihren ausgetretenen Weg gingen, die er verachtet hatte, und die er jetzt fast beneidete.

Im Turm fand er einen Haufen Streue, auf den er sich lagerte.

„Dann überlaßt ihr ihn der Pein!“ Er konnte nichts anderes denken. Von fernher tönten wieder die sehnsüchtigen Rhythmen des Liebesliedes in seine Einsamkeit, überm See schlug ein Glöcklein ein paarmal an wie im Traum. Er war im Lande seiner Sehnsucht und sollte es nicht besitzen. Aber er war doch hier, hier im Hexenturm! Unter aller Pein regte sich eine leise Hoffnung, strich ihm über die brennenden Augen und schläferte ihn ein.

Als er am Morgen in dem engen Loch endlich seines Hexenturmes und seiner seltsamen Lage bewußt geworden war, verdrängte das körperliche Unbehagen zunächst alle seelische Not. Ein miserables Lager hatte er gehabt, halbfaules Stroh, die Wände rochen von Schimmel und Feuchtigkeit, kein Sonnenstrahl drang je hier herein, und keinem Menschen fiel es wohl mehr ein, hier unterzukriechen. Er war ganz zerschlagen und mühte sich ächzend, sich aufzurichten und sich herauszuwälzen.

Draußen schien die herrlichste Sonne, so wohlig warm, daß er seinen Mantel auf den Boden spreitete und sich der Länge nach darauf ausstreckte. Allmählich spürte er einen mächtigen Hunger, packte seinen Rucksack aus, stärkte sich gründlich und sah nur ab und zu ein Erinnern halb auftauchen und sich leise verwundern, daß er sich's hier so wohl sein lasse. Er sei doch in einer verzweifelten Lage! Da entdeckte er unten am Hügel in der rebenüberhangenden Pergola eine wohnliche Ecke mit Tisch und Bänken. Maria! dachte er, spürte ihre Nähe, spürte die warme Sonne und wollte überlegen, was weiter geschehen sollte. Ins Haus gehen, um Verzeihung zu bitten — ungesehen sich fortdrücken? Jeden Plan verwarf er wieder und suchte nur nach einem Ausweg, Maria zu treffen. Sonst konnte er nicht von hier fort. Hier hatte er einst mit Maria und der gütigen Frau gesessen — Die Signora! Sie sollte ihm raten; vor ihren Augen wollte er sein ganzes Schicksal ausbreiten, daß sie klar und gütig darauf ruhten und ihm den rechten Weg wiesen. Nur warten mußte er, bis er zu ihr gehen durfte, noch war es zu früh —

Er legte sich hin, dehnte und reckte sich, fing noch einmal zu schmausen an und schlief dabei im Gedanken an die Signora getröstet ein wie ein nach langem Weinen und Schluchzen endlich beruhigtes Kind.

Ein Schrei und ein heller Ruf: „Paolo, Paolo!“ riß ihn aus dem Schlaf. Maria stand vor ihm. Er lag, halb aufgerichtet, zu ihren Füßen, so verblüfft und verwirrt, daß er das Stück Brot, das er noch immer in der Hand hielt, mechanisch zum Munde führte und sie sprachlos dabei anstarrte. Sie lachte hell auf, bis er emporschnellte und mitlachte.

„Aber ums Himmelswillen,“ sagte sie in gewandtem Deutsch, „wo kommen Sie her? Im Schlaf von der Hexe hergezaubert durch die Lüfte, um am Hexenturm zu erwachen?“

„Ja, fast,“ lachte er sie an. Doch plötzlich wurde er ernst: „Ach, Gott! nein, ich bin, es ist — ja, es ist eigentlich

sehr traurig: ich bin ein Flüchtling, ein Ausgestoßener," und er versuchte, seine verworrene Geschichte zu erzählen. Aber er fand die tragischen Akzente von gestern nicht mehr in ihrer lachenden Nähe, und sie wurde nicht recht klug aus den äußeren Ereignissen und ihrem inneren Zusammenhang. Da wollte er sich zu dem Bilde flüchten, in dem er gestern nacht sein Schicksal mit visionärer Deutlichkeit geschaut hatte: „Die verstümmelten Weiden hier," er konnte sie nur im Augenblick nicht finden, „denen hat eine grausame Hand das Leben zerschnitten, als es am üppigsten schießen und treiben wollte —"

„Verstümmelte Weiden? Signor Paola, Sie träumen! Wo ist hier ein Baum, der nicht freudig und üppig seinen Sommer lebte?"

Und er sah das Wunder. Die prangenden Bäume da vor ihm, die stolz ihre dichtbelaubten Aeste und Zweige in den blauen Sommerhimmel streckten, das waren die Krüppel gewesen. Solche Kraft besaß die Natur. Ob auch in ihm sich neue Triebe regten und ans Licht wagten?

„Ach," seufzte er endlich, „es ist doch alles so einfach: ich habe dich lieb gehabt, Maria, vom ersten Blick an, aber ich habe darunter gelitten, mich dagegen gewehrt, wie ich immer gegen mein Gefühl mich gewehrt habe, und bin darüber fast verkümmert und verhungert. Ich habe es auch nicht recht gewußt. Aber jetzt weiß ich es. Ueber alle Berge hat mich diese Liebe hieher getrieben zu dir, zum Hexenturm, und jetzt weiß ich nicht, was ich damit anfangen soll, weil ich nicht sagen darf: Nimm sie und hab mich auch ein wenig lieb!"

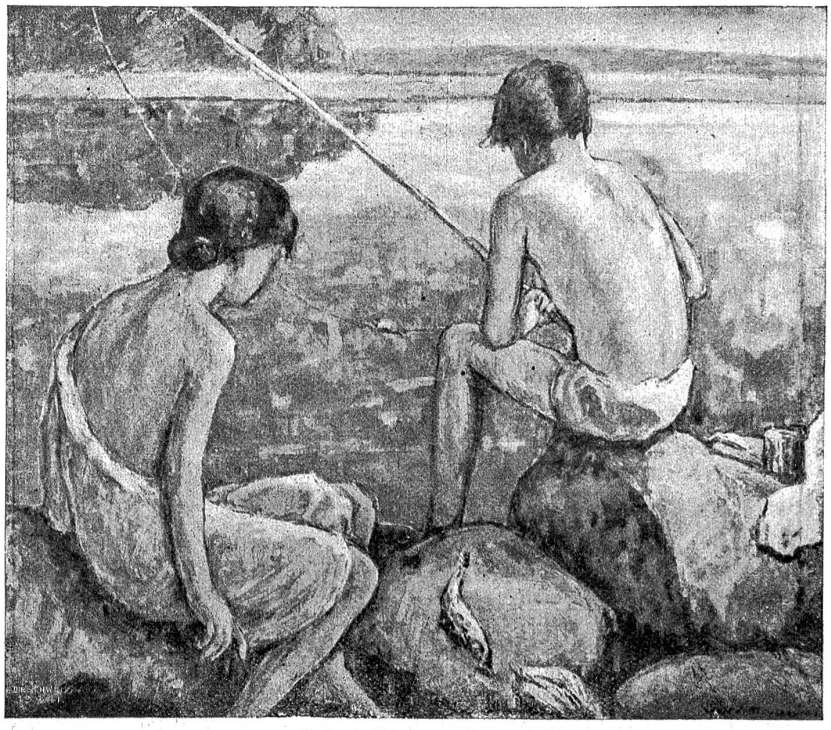
Jetzt war auch sie tiefernst geworden. Unwillkürlich foltete sie ihre Hände und preßte sie inbrünstiglich zusammen. Im ersten Augenblick wollte sie zur Mutter eilen, bei ihr Rat und Hilfe suchen. Aber dann sah sie Paul an. Es dehnte sich etwas in ihr und wuchs und stieg ihr bis in die Augen.

„Paul," sagte sie, „ich habe dich auch lieb."

Mit beiden Armen griff er weit hinter sich ins Gras und schaute zu ihr empor.

„Maria," flüsterte er in jäher Freude. „Maria, nein!" er sprang auf die Füße, „ich bin ja schlecht, ich bin ja ein Mörder —"

Da faßte sie seine Hand und zwang ihn sanft, sich neben sie zu setzen in den Schatten der Weiden. Jetzt brauchte sie die Mutter nicht mehr. Jetzt wußte sie selber Rat. Es war ja so einfach: unverzüglich mußte er heimreisen und dort alles wieder ins rechte Geleise bringen. Zu allererst aber die Eltern durch ein Telegramm aus jeder Angst befreien. „Und unser Haus betrittst du erst im Herbst, nach deinem Examen, mit der Erlaubnis deiner Mutter. Im Herbst, wenn dort unten alle Lauben voll von Trauben hangen und die Kirschbäume rot zu uns heraufbrennen," sie fuhr mit scheuer, zarter Liebkosung über das struppige Haar, zog lächelnd einen Strohhalm daraus und wurde



Louis de Meuron. — Junge Fischer.

ganz übermütig: „Im Herbst warte ich hier oben auf dich, Paul, wie die Hexe, weißt du!"

Er nahm die Hand, die ihn liebkost hatte, und hielt sie mit der andern, die er nicht mehr losgelassen. „Im Herbst, ja, dann komme ich wieder, und bis dahin will ich schaffen und meine Mutter mir gewinnen und die Kameraden und ein gutes Examen, daß ich dann Medizin studieren darf, fort von der Fabrik. Frei will ich kommen und froh. O, du!" jubelte er und sah ihr in die blitzenden, lachenden Augen. „Ja, dich habe ich aus dem Wasser geholt, wegen dieser Augen, und du, du, kleine Hexe — du, auf wen hat die Hexe hier oben gewartet? Sag!"

Ein warmes Rot zog über ihr Gesicht. „Ach, keine Hexe. Von einer edeln Liebenden erzählt die Sage, die hier in dem engen, düstern Turm Tag und Nacht, Monate und Jahre auf die Rückkehr des Geliebten wartete, durch ihre entsagende Treue, durch ihre glaubende und vertrauende Liebe in Kampf und Not ihn schützend, bis er wiederkam, zum Turm, wie er versprochen hatte. Den Leuten graute vor dem Mädchen im Turm; sie schufen aus der schönen Sage einen Hexenspuk und mieden den Ort. Ich kleines Ding aber, als mir die Nonnina erklärte, eine Heilige sei das gewesen und die Madonna habe sie beim Turm behütet und ihr Gebet erhört, ich trieb hier einen kindlichen Kultus, brachte meiner Madonna vom Turm Blumen und Kränzlein und Früchte. Mein Großvater, der seine besondere Freude daran hatte, schenkte mir das Amulett, und ich großes Kind fühle mich hier immer noch von guten Geistern umgeben — heute auch," brach sie leise ab.

Paul holte die gelbe Kette aus der Tasche und konnte nichts sagen.

„Gib sie mir wieder, Paul! Du hast genug um sie gelitten."

„Nein," wollte er sich wehren.

„Doch, gib sie mir! Wir teilen: ich will die Kette tragen, und dich soll das Amulett behüten, bis —"

„Bis ich ein Mann bin," jauchzte aus ihm alle befreite junge Kraft, „bis ich's erstritten habe, erkämpft, errungen!"

Wieder breitete er die Arme aus wie damals, aber nicht mehr der unbestimmten Sehnsucht, sondern der Geliebten entgegen, die in gläubiger Jugend vor ihm stand, vor der sein Gefühl sich löste und groß und stark wurde und ihm die besten Kräfte wachsen ließ, dem Leben, der Zukunft, dem schaffenden, strebenden Glück entgegen.

— Ende. —

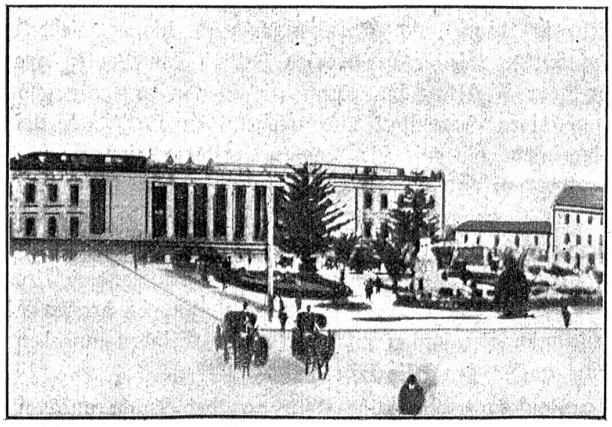
Columbien.

Eine Fahrt in die columbianischen Llanos.

Von Manuel Röthlisberger. (Schluß.)

Noch ist es dunkel, als wir mit Sack und Pack auf den Bongo übersiedeln. Kurz darauf stößt Don Melitón in ein seltsam geformtes Muschelhorn und kündigt damit die Abfahrt an. Lautlos gleiten wir auf den nächtlichen Fluß hinaus. Die drei Schiffsknechte schieben, auf dem Vorderteil des Bongo hin und her laufend, das Boot mit langen Stangen vorwärts, Don Melitón steht hoch aufgerichtet am Steuer und zu seinen Füßen hocken mein Bruder und ich sowie die beiden gestern für die Flußfahrt gewonnenen Reisebegleiter.

Bei Tagesanbruch befinden wir uns auf dem schon breiten Fluß mitten in der herrlichsten Wildnis. Hoher undurchdringlicher Urwald begleitet uns zu beiden Seiten. Häufig sind entwurzelte Baumriesen in den Fluß hinunter gestürzt und scheinen die Durchfahrt versperren zu wollen. Aber mit geschickter Hand weiß Don Melitón das Boot durch alle Fährnisse zu lenken. Stellenweise sind aber die im Wasser eingerammten Baumstämme so zahlreich, daß der schwer beladene Bongo seinem Verhängnis nicht entgeht und krachend auffährt. Dann müssen Besatzung und Passagiere sich der Kleider entledigen und ins Wasser springen, um mit gemeinsamen Kräften das Boot zu heben und wieder flott zu machen. Vergessen sind dabei alle schaurigen Geschichten von Krokodilen, elektrisch geladenen oder Fleisch fressenden und den Menschen angreifenden Fischen — Kopf voran stürzen wir uns in die kühlen Fluten und erregen damit die kindliche Bewunderung der Indianer, die solches bei Weißen noch nie gesehen haben. Weiter geht es



Das Kapitol in Bogotá.

fröhlich flußabwärts, dem nächsten Hindernis entgegen, das gewandt umschifft wird oder, wenn wir festfahren, wieder zu einem erfrischenden Bade nötigt.

Gegen Mittag mündet der Humea in den Meta ein, den größten und noch fast unbekannten Zufluß des Orinoco. Wir befinden uns noch weit im Oberlauf, wo der Meta eine Breite von vielleicht 200 Metern hat. Jetzt am Ende des Sommers führt er nicht viel Wasser, aber die tief eingeschnittenen Ufer lassen deutlich erkennen, daß der Meta in der Regenzeit zum gewaltigen Strom anschwillt. Bald steuert Don Melitón auf das Land zu, um in der Nähe einiger Hütten das Mittagsmahl zu kochen. Einige Indianer kommen zu uns und besteigen dann ihre schmalen Einbäume, auf denen sie mit Pfeil und Bogen bewaffnet den Fischen nachstellen. Vor unsern Augen gelingt es bald darauf einem jungen Burschen, durch einen geschickten Pfeilschuß einen schwarzen, dreieckigen Fisch aufzuspießen, und triumphierend zeigt er uns die auf so vorsintflutliche Weise erjagte Beute.

Nach kurzer Rast stößt der Bongo wieder ab, und nun ziehen wir auf den klaren Fluten des wunderbaren Stromes dahin. Niemand weiß, was hinter den uns umgebenden Urwäldern liegt; unsere Begleiter versichern, daß der Meta die Grenze der Zivilisation bildet und daß zu unserer Rechten schon das Gebiet der wilden Indianer beginnt. Von Zeit zu Zeit sehen wir eine scheue Gestalt am Ufer stehen und beim Herannahen des Bootes im Urwald verschwinden; dies sind also die wilden Indianer, die sich im Grunde genommen aber von unsern Begleitern nur dadurch unterscheiden, daß sie noch nicht zum christlichen Glauben bekehrt worden sind.

Es kommen wieder Bilder voll stillen Zaubers mitten im unberührten Urwald, wo kaum der Flügelschlag eines scheuen Vogels die tiefe Stille unterbricht. Einmal fahren wir dicht an einer brennenden Steppe vorbei, ein andermal entdecken unsere Begleiter die „Königin der Flüsse", zwei große Fische, die in schnellem Lauf an uns vorbei flußaufwärts streben. Wir erkennen sie als Delphine, wie sie in der Nähe der Antillen die Dampfer häufig umspielen und verwundern uns, diese seltsamen Tiere im süßen Wasser des Meta, tausend Kilometer vom Meer entfernt, anzutreffen.

So fehlt es uns nicht an Abwechslung, und die Stunden schwinden nur zu rasch dahin. Noch glauben wir aber, vor Anbruch der Dunkelheit nach Puerto Cabuyaro zu gelangen, während Don Melitón schon die Notwendigkeit erkannt hat, mitten in der Wildnis zu übernachten. Auf einmal weist er mit der Hand auf eine sich weithin dehnende Sandbank und erklärt, dort das Nachtlager aufschlagen zu wollen. Verwundert, aber ohne Widerspruch sehen wir zu, wie der Bongo auf das Ufer zuhält, wir springen munter an Land, und schon beginnt es urplötzlich zu dunkeln. Die Gegenstände, einige Wurzeln und Aeste, die im Sande stecken, verschwinden in unbestimmten Umrissen, und auf einmal ist es tiefe Nacht.

Wie zauberisch ist diese Tropennacht am weltverlorenen Ufer des Meta, über uns im funkelnden Sternenmeer das Kreuz des Südens, neben uns, wohlig im noch warmen Sande eingebettet und um das glimmende Feuer gelagert die Gefährten, ringsum tiefe Stille. Glücklich diese einfachen Naturkinder, denen eine solche Nacht wie tausend andere vorkommt und die sich um nichts zu kümmern haben, während wir armen Weißen noch mühsam an einigen Aesten das Mosquitonetz aufhängen müssen, um unter seiner schwülen Hülle Ruhe zu suchen.

Der Tag ist noch weit, als die Gefährten schon zum Aufbruch rüsten und wir alle den Bongo wieder besteigen. Vor dem Abstoßen fragt Don Melitón, wie einem alten Brauch gehorchend, in die Stille hinaus: „Mit wem fahren wir?" und die drei Indianer an der Spitze des Bootes antworten: „Mit Gott". Diese schlichten Worte, von einfachen Indianern gesprochen, geben der Fahrt in der noch nächtlich schlummernden Wildnis eine feierliche Weihe.

Nach wenigen Stunden, wo mit dem hereinbrechenden Tag die alte Fröhlichkeit uns wieder ergreift, sehen wir